



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus den Tagen der Zensur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

verlust gegenüber den Verlusten, die der Landwirtschaft und Industrie durch diese zu „rationelle“ Forstkultur erwachsen, sowie gegenüber dem Verlust der vielen Millionen und dem unsäglichen Elend, das oft eine einzige Überschwemmung verursacht?

Es dürfte an der Zeit sein, besonders den Forstverwaltungen, die ihre Reviere in den Gebirgen, auf den Höhen haben, eine Mahnung zugehen zu lassen, daß sie das Wohl der Gesamtheit nicht durch gar zu „rationelle“ Waldkultur schädigen.



Aus den Tagen der Zensur



ressfreiheit und daneben den Galgen! sagte im preußischen Vereinigten Landtag ein pommerscher Gutsbesitzer, Herr von Thadden, derselbe, der ein Jahr später seine Söhne in das Lager des Kroatenbans Jellacich schickte, damit sie noch einen Ritter von altem Schrot und Korn kennen lernen sollten. Pressfreiheit und daneben den Galgen! Das scheint auch heutzutage wieder die Lösung auf mancher Seite zu sein. Sollten manche „Blüten der Pressfreiheit“ geknickt werden, so würde kein Vernünftiger darüber trauern; möchte es nur gelingen, den Privatdozenten des Anarchismus das Handwerk zu legen, Bühne und Tagespresse wieder von der Schweinerei zu säubern, die sich sous l'arbre de la liberté so üppig entwickelt hat. Allein es gewinnt den Anschein, als sollten wieder einmal die Lehren der Vergangenheit unbeachtet gelassen werden. Der große Segen, den wir uns dereinst von der Aufhebung der Zensur versprochen, ist ausgeblieben; niemand wird behaupten, daß heute besser geschrieben werde als damals, und nicht die Zensur hat, wie wir jetzt wissen, das Erscheinen großer Dichter verhindert. Dessenungeachtet kann niemand der Wiederherstellung der Zensur das Wort reden, weder der öffnen, wie sie bis 1848 bestand, noch der verkappten der spätern Zeit. Vor allem die letztere Art übte den nachteiligsten Einfluß aus.

Franz von Florencourt — mancher Leser erinnert sich vielleicht, von einem streitbaren Jesuitenpater dieses Namens gehört zu haben, der irgendwo in Tirol für die Glaubenseinheit wirken soll. Wahrscheinlich war dessen Vater der vor vierzig bis fünfzig Jahren vielgenannte Publizist, der als einstiger Burschenschaftler zuerst im Sinne eines gemäßigten Liberalismus namentlich für die literarische Beilage der Hamburger Börsehalle gehaltvolle Aufsätze lieferte, dann den Bestrebungen der sogenannten Lichtfreunde entgegentrat, im Jahre 1848

immer mehr auf die äußerste Rechte rückte und sich endlich darauf besann, daß er von Haus aus Katholik gewesen war, und „zur Kirche zurückkehrte.“ Sein Eifer soll zuletzt der Partei selbst lästig geworden sein, z. B. als der Konfessionsstaat Österreich von ihm als zu lau angegriffen wurde.

Dieser Florencourt stellte einmal in der Zeit vor seiner Befehung eine Untersuchung darüber an, welcher Zensor gefährlicher sei, ein gescheiter oder ein dummer. Natürlich entschied er sich für den dummen, weil der aus Angst, es könne ihm etwas strafbares entgehen, alles streichen würde, was er nicht verstünde. Die treffendste Antwort aber erhielt er nach Jahren, als eine Zeitung an jene Untersuchung erinnern wollte; die Zensur war überall gänzlich und für alle Zeit aufgehoben, folglich gab es keine Zensoren mehr, die Polizeipolizei gab höchstens den vertraulichen Wink, daß sie zu ihrem Bedauern genötigt sein werde, das Blatt zu konfiszieren, wenn dieser oder jener Satz darin stehen sollte. Und ein solcher Wink erfolgte mit Beziehung auf die erwähnte vorwizige Frage. Selbstverständlich, denn der bloße Gedanke, daß ein Zensor dumm sein könne, war im vollsten Verstande polizeiwidrig.

In der That gehörten die Zensoren gewiß zu den Klassen von Beamten, denen persönlich nachgetragen wird, daß sie ein verhaßtes Amt bekleiden. Polizei, Steuer-, Zoll-, Rechnungsbehörden sind nun einmal nicht geschaffen, sich beliebt zu machen, ja ihre Organe, die sich im Publikum einer gewissen Gunst zu erfreuen hätten, würden leicht bei ihren Vorgesetzten in den Verdacht kommen, es an der nötigen Genauigkeit in der Ausübung ihrer Pflichten fehlen zu lassen. Wessen Lebensaufgabe es ist, fremden Fehlern nachzuspüren, und wer zugleich weiß, daß ihm bei eben dieser Thätigkeit strengstens auf die Finger gesehen wird, der mag der gutherzigste Mensch sein, er wird lieber eine Rüge wegen zu großer Strenge als eine entgegengesetzte hinnehmen. Denn der Übereifer in der Pflichterfüllung gilt doch meistens als eine der Tugenden, „die selbst in ihren Übertreibungen noch schön und herzerwärmend sind“ (vergl. „Reden und Trinksprüche König Friedrich Wilhelms IV.“, die der einstige Abgeordnete Simon von Trier herausgab, um für seine Hinrichtung in effigie Rache zu nehmen). Der Zensor also, der Dinge strich, an denen der gemeine Menschenverstand nichts strafbares zu entdecken vermochte, brauchte noch nicht dumm, sondern nur vorsichtig zu sein. Mancher glaubte auch nicht allein für die politische Unsträflichkeit des Gedruckten verantwortlich zu sein, sondern zugleich für die Richtigkeit der erwähnten geschichtlichen oder andern Thatfachen, wissenschaftlicher Ansichten u. s. w., ja selbst für Grammatik und Stil. Wie viel Ärger und Erbitterung daraus erwachsen mußte, liegt auf der Hand. Und streckte der gepeinigte Redakteur endlich die Waffen, so pflegte er wohl seinem Grimm durch Abschnellen eines Partherpfeils Luft zu machen. Die Kleinstaaterei in Deutschland machte das möglich. In Preußen und Österreich war die Zensur am strengsten, in Sachsen und Baden verhältnismäßig mild; und

auch manche andre Regierung, die im eignen Hause keine Schonung kannte, wie z. B. die kurbessische, wurde plötzlich nachsichtig, wenn dadurch dem preussischen Nachbar ein Tort angethan werden konnte. Die vielen mit mehr oder weniger Witze zusammengestellten Zensuranekdoten, die in den vierziger Jahren erschienen, werden jetzt ohne Zweifel zu den in wenigen Bibliotheken gesammelten Seltenheiten gehören; einst gingen sie von Hand zu Hand und wurden mit Bier verschlungen, wie alles Ganz- oder Halbverbotne.

Denn oppositionell gesinnt war im Grunde jeder. Wohl gab es verschiedene Abstufungen und Schattirungen der Unzufriedenheit mit den politischen Zuständen, aber zufrieden zu sein würde man fast als ein Eingeständnis mangelhafter Bildung angesehen haben. Von einer so allgemeinen Berstimmung war selbst in der sogenannten Konfliktperiode nicht die Rede, und wer nur die Zeit von 1864 bis 1890 erlebt hätte, würde sich überhaupt keine Vorstellung von einem derartigen Verhältnis zwischen Volk und Regierung machen können. Die großen Staaten namentlich wurden förmlich überschwemmt von politischer Litteratur, die manchmal die Zwanzigbogenfreiheit ausnützte, meistens jedoch unter milderer Zensur, wie in Hamburg oder in der zensurfreien Schweiz, ans Tageslicht gekommen war. 1845 sagte ein Berliner Redakteur bedeutungsvoll, es erschienen jetzt ebenso viele Flugchriften bei uns wie in Frankreich vor der Revolution. Die Polizei war nicht lässig, die Verbote folgten dem Erscheinen der Broschüren auf dem Fuße, dienten aber in der Regel nur dazu, die Aufmerksamkeit zu erregen und oft ganz wertlosen Produkten Leser zu verschaffen. Denn zu haben war alles, die Lesezirkel ließen sich nichts verbotnes entgehen, und höhere Beamte unter den Teilnehmern drohten wohl einmal warnend mit dem Finger; aber ihr Lächeln dabei verriet, wie gut auch ihnen die verbotnen Früchte mundeten. Von dem gemüthlichen Bücherschmuggel an der böhmischen Grenze ist oft erzählt worden, er muß aber auch an den Grenzen der Schweiz in Blüte gestanden haben, denn selten hörte man, daß dort ein Ballen mit Beschlagnahme belegt worden sei; und was einmal herüber war, das verbreitete sich unbehelligt über ganz Deutschland. Ein Buchhändler in einer kleinen Stadt Preußens erzählte später, er habe ein einzigesmal etwas verbotnes ausliefern müssen, weil er in dem Vertrauen, daß dergleichen unmöglich Anstoß erregen könne, eine Kundgebung der Konstitutionellen im Vereinigten Landtage in seinem Lokalblatt angekündigt hatte und folglich nicht in Abrede stellen konnte, die gefährliche Schrift erhalten zu haben. Dafür habe er kurz darauf mit angesehen, wie, während er ein neues Verbot ordnungsmäßig registrierte, der Polizeibeamte, der es überbracht hatte, ruhig in dem soeben ausgepackten verpönten Buche blätterte, um dann auf die stehende Frage, ob es vorhanden sei, die ebenso stehende Verneinung in Empfang zu nehmen.

Trotz solcher weitgehenden Fürsorge für die politische Unschuld der „Unter-

thanen," trotzdem daß einmal in Mainz von einem höchst harmlosen gereimten Scherz über die zukünftigen Wirkungen des damals noch neuen Eisenbahnwesens der Schluß: „Dann sind China und der freie Rhein sich so nah wie Reuß-Greiz-Schleiz und Lobenstein" als Verspottung deutscher Bundesstaaten und in Österreich die Bemerkung, in den Regieeigarren seien noch allerlei andre Dinge als Tabak zu finden, als Aufreizung gegen Staatseinrichtungen unterdrückt wurde, wußte der arme Deutsche Bund sich manchmal der unbändigen Buchdruckerpresse nicht anders zu erwehren als durch das Verbot der sämtlichen gegenwärtigen und zukünftigen Artikel bestimmter Verlagsbuchhandlungen, z. B. der Firma Hoffmann & Campe in Hamburg, oder durch Unterdrückung von Zeitschriften, die unter Zensur erschienen, wie Ruges Deutschen Jahrbüchern. Bekanntlich hat Bismarck später anerkannt, daß die Reichsregierung als Rechtsnachfolger des Bundestages die Verpflichtung habe, Ruge für diese Gewaltthat schadlos zu halten.

Das Mißverhältnis zwischen der Behandlung dessen, was im Lande selbst gedruckt werden sollte, und der Ohnmacht gegenüber der Verlagsthätigkeit im Auslande konnte den Respekt vor den Autoritäten unmöglich nähren, und es ist schließlich nicht wunderbar, daß selbst Beamte der litterarischen Polizei, die den leidigen Beruf nicht aus freier Wahl ausübten, tiefen Groll gegen die bestehende Ordnung hegten. Staatsanwälte und ehemalige Zensoren waren keine ungewöhnlichen Erscheinungen auf der Linken der verschiedenen konstituierenden Versammlungen im Jahre 1848. In Österreich haben noch später Verwaltung, Polizei und Justiz sogar in einer Art heimlichen Kriegszustandes gelebt, wobei die letztern auf der Seite der Presse standen. Das war zur Zeit des Ministers Bach, der wohl sein Portefeuille den Wiener Studenten verdankte (weshalb Kaiser Nikolaus sich geweigert haben soll, den „Barrikadenminister" zu empfangen), aber sich bald nicht nur zum politischen, sondern auch zum kirchlichen Absolutismus bekehrt hatte, während in den meisten Behörden der josephinische Geist fortlebte. Die unter Bach stehenden Statthaltereien sahen es nun als ihre Pflicht an, die zu nachsichtige Bücher- und Zeitungszensur zu überwachen und von ihr begangne Unterlassungssünden wieder gut zu machen. Um derartige Eingriffe zu verhüten, hat die Polizei selbst bei Gelegenheit den Zeitungen einen Wink erteilt, nicht etwa durch eine Besprechung die Aufmerksamkeit der Oberzensoren auf irgend ein philosophisches oder geschichtliches Werk zu lenken, das man hatte passiren lassen. Die Gerichte in ihrer unabhängigeren Stellung widersezten sich im äußersten Falle geradezu, und manchmal mit Ironie, wie eine noch lange nachher mit Behagen erzählte Anekdote zeigt. Eine Wiener Zeitschrift hatte in einer Folge von Bildern drei Personen in einem Eisenbahnwagen vorgeführt, einen alten Herrn in der Mitte zwischen einem jungen Bärchen, das zuerst hinter seinem Rücken liebäugelte und endlich, als der Alte eingeschlafen war, sich küßte. Der Zensor wird den Scherz wohl nicht sehr

geistreich gefunden haben, aber auch nicht polizeiwidrig; der Nachzensor war entsetzt und forderte den Staatsanwalt zur Anklage wegen Verpötlung des Sakraments der Ehe auf. Als Antwort empfing er das höfliche Ersuchen um Bervollständigung des Anlagematerials durch den Trauschein des alten Herrn und des jungen Frauenzimmers. Der Prozeß soll nicht eingeleitet worden sein.

Solche Zustände wirken demoralisierend nach verschiedenen Seiten hin. Gerade an die Stellen, denen die genaueste Kenntnis der Bedürfnisse und Wünsche der Bevölkerung vermittelt werden sollte, und die sie meistens auch zu erlangen suchen, gelangt sie bekanntlich am schwersten, und keineswegs wird die Wahrheit nur darum verheimlicht, entstellt oder doch verschleiert, weil ihr Bekanntwerden Personen der Umgebung gefährlich werden könnte: es giebt Beispiele übergenug, daß wichtiges vorenthalten wurde, nur um dem Herrscher einen Augenblick Aufregung, eine kurze Verstimmung zu ersparen. Das läßt sich natürlich desto leichter durchführen, wenn nur solche Berichte in den Akten und in der Öffentlichkeit erscheinen dürfen, bei deren Abfassung gezwungenermaßen schon dieselbe Vorsicht und Rücksicht gewaltet hat.

Weiter: In der Beamtenerschaft, die Ansichten vertreten, Anordnungen befolgen muß, die sie als unbegründet erkennt, deren sie sich vielleicht schämt, nistet sich Widerwille, verhaltener Groll, Neigung zu passivem Widerstande ein, der bei weniger ernsten Charakteren sich in Hohn und Herabwürdigung äußern kann. Die stets zum Grundiren aufgelegte Bevölkerung der großen Städte nimmt solche Verstimmungen bereitwillig auf, und von da verbreitet sich der Ansteckungsstoff über das ganze Land und verdirbt den freudigen Anteil am Staatsleben auch da, wo ihm noch Gelegenheit zur Bethätigung gelassen wäre. Wohin das führt, haben wir 1848 gesehen.



Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

5. Unstudantisches Studentenleben



So wurde ich denn von tüchtigen Professoren nochmals mit katholischem Geiste angefüllt, und diese dritte Eingießung einer kirchlichen Glaubenslehre war noch in höherm Grade als die zweite von kräftigen Einwirkungen auf Phantasie und Gemüt begleitet. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Breslau, im Oktober 1852, begann eine Jesuitenmission. Se drei Patres predigten täglich dreimal in einer der großen und schönen Breslauer Kirchen. Alle drei Predigten konnte